



G. T. Selzer

# Volle Deckung

Ein Kriminalroman aus Frankfurt

PINTAS  
VERLAG ■

G. T. Selzer

# **VOLLE DECKUNG**

Ein Kriminalroman aus Frankfurt

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.gtselzer.de](http://www.gtselzer.de)

[www.pintas-verlag.de](http://www.pintas-verlag.de)

© 2014 by PINTAS-VERLAG

ISBN 978-3-945343-21-0 (eBook)

ISBN 978-3-945343-12-8 (Print), 4. Auflage September 2017

[www.pintas-verlag.de](http://www.pintas-verlag.de)

Umschlaggestaltung, Montage, Satz und Layout:

SELZER-WERBUNG, Frankfurt • [www.selzer-werbung.de](http://www.selzer-werbung.de)

Foto Titelseite: Frankfurt am Main, Hauptwache mit Bankenviertel. Von Eva K. GFDL 1.2, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=4874453>

Foto Rückseite: Frankfurt am Main, Hauptwache. Von Eva K. GFDL 1.2, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=6431226>

Druck und Bindung: Bookpress, Olsztyn/Polen

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf als Ganzes und in Auszügen nur mit Genehmigung der Rechte-Inhaber wiedergegeben werden.

Vorsichtig streckte Manne seine Arme aus. Dann die Beine. Laut gähnend dehnte er dann seinen steifen Rücken, bevor er versuchte, langsam aufzustehen. Die Nacht war kalt gewesen, darüber täuschten auch die warmen Temperaturen am Tag nicht hinweg. Die Eisheiligen nannten sie das wohl. Vor Urzeiten, in einem anderen Leben, hatte er einmal einen Garten gehabt und noch über solche Dinge genau Bescheid gewusst. Ja, es musste jetzt die Zeit sein. Er setzte sich auf und rollte den Kopf bedächtig hin und her, während seine rechte Hand neben ihn griff.

Sie griff ins Leere.

„Herrgottsakra!“ Mit einem Ruck saß er kerzengerade und starrte wütend auf die Bodenplatten der Einkaufspassage. „Scheiße! Welche Drecksau hat mir die Pulle geklaut!? Eine Sauerei ist das, eine elende! Wenn ich den erwische!“ Seine Hand tastete fieberhaft die Steinfliesen neben sich ab. „Da war noch fast ein Viertel drin, ich hab’s mir extra zum Frühstück aufgehoben! Wenn ich den erwische, den Lumpenhund!“

Neben ihm raschelte Papier, ein ärgerliches, schmutziges Gesicht kam zum Vorschein. „Spinnst wohl, hier so ‘nen Krach zu mache am frühe Morge, wie? Halt die Klapp’ und penn weiter!“

„Jemand hat mir den Rest Roten geklaut!“ Mannes Schimpfen ging in ein Wimmern über.

Sein Nachbar, der Pinnekarl, fuhr hoch. „Du mit deim ewiche Gejammer! Auf de Geist gehste mir – awwer ganz gewaltich! Pass doch uff dein Krempel besser uff!“

„Aber wenn ich doch schlaf!“ Jetzt fiennte Manne wie ein kleines Kind. Dicke Tränen rannen ihm über die geröteten Wangen in den filzigen Vollbart. Das war, wie immer, für Karl das Signal, sich an ihre Freundschaft zu erinnern und unbeholfene Trostversuche einzuleiten.

„Komm, es is eh’ schon fast Zeit, mir gehn ans Geschäft. Den Rote haste bald widder drin!“

Vorsichtig wie Manne vorhin reckte Karl seine Glieder. Beide – Manne unter Schluchzen, Pinnekarl unter leisem Fluchen – packten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen. Während Manne seine Plastiktüten mit Zeitungen und einer dünnen Decke vollstopfte, registrierte sein Blick gleichgültig die vier- und fünfstelligen Summen an den glitzernden Colliers, Ringen und Armbändern im Fenster des Juwelierladens, neben dem sie ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten. Sie gingen durch die kleine Einkaufspassage, vorbei an einer Boutique für Baby-Designer-Moden, und traten ins Freie. Es war fast acht Uhr, vom Osten her stand bereits eine wärmende Sonne über der Frankfurter Hauptwache.

In der Zeil waren kaum Menschen; die beiden Obdachlosen wussten, dass hier an Geschäft noch nicht zu denken war, denn die wenigen Passanten hatten nichts von der Gemütlichkeit der Einkaufsbummler an sich, die in zwei, drei Stunden Frankfurts größte Einkaufsstraße völlig verändern würden.

Doch unter ihnen, in der B-Ebene, war bereits die Hölle los. Menschen schossen in verschiedene Richtungen an ihnen vorbei und hasteten den Rolltreppen und Aufzügen zu. Und noch weiter unten brüllten und quietschten im Sekundentakt die Züge aus annähernd zwanzig S- und U-Bahn-Linien. Hier hetzten jeden Tag fast zweihunderttausend Menschen von einem Bahnsteig zum anderen, verstopften die Rolltreppen, rempelten einander an, eilten immer in die Richtung, aus der die anderen gerade gekommen waren. Pünktlich zu Wochenbeginn blähte sich die Mainmetropole zur Millionenstadt auf und platzte aus allen Nähten, indem sie sich schlagartig um die Hälfte ihrer Einwohner vergrößerte. Auf den Straßen und Autobahnen der Stadt war das Bild womöglich noch chaotischer. Am Wochenende gönnte sie sich etwas Ruhe, bevor montags der Hexentanz in eine neue Runde ging.

„Irgendwie is des alles falsch eingericht“, hatte Pinnekarl einmal zu seinem Freund gesagt, als sie das Gewühl beobachteten, das sich jeden Werktag so sicher wie die jährliche Fahrpreiserhöhung wiederholte. „Die, die von da komme, könnte doch da auch arbeite. Und die, die von dort komme, könnte doch dort arbeite! Aber nein – es is grad annersderum. Die renne von da nach dort, und die annern von dort nach da. Die Welt is schon komisch eingericht!“

Vielleicht würde man hier unten ein hastig hingeworfenes Wechselgeld der morgendlichen Zeitung oder Zigaretten im Hut wiederfinden können. Sie zwängten sich langsam die Treppen hinunter, immer am Geländer entlang, umgingen, so gut es ging, den Hauptstrom und konnten es trotzdem nicht vermeiden, dass sie gestoßen und gerempelt wurden. Manne, immer noch seinem Viertel Rotwein nachtrauernd, nahm es mit stoischer Gelassenheit, Pinnekarl dagegen bahnte sich laut schimpfend seinen Weg. Er hatte die Genugtuung, dass die werktätigen Massen mit angewiderter Miene auf Abstand gingen, sobald sie gewahr wurden, mit wem sie gerade ungewollten Kontakt aufgenommen hatten. Sie kamen an den Abgang zum S-Bahnhof und schlurften an Geschäften, Cafés und Ständen vorbei, in denen das bürgerliche Volk vor Bürobeginn hastig einen Kaffee schlürfte und ein fabrikfrisches Croissant dazu aß. Die ganz Eiligen nahmen sich nicht einmal die Zeit, dort stehen zu bleiben, sondern stürmten mit ihren diversen Kaffee-Variationen in Pappbechern bereits weiter.

„Gucke mal, da liecht des Peterche!“ Pinnekarl deutete auf einen Kollegen, der in einer Ecke nahe der Schließfächer auf seinem Lager lag. Keiner der Vorbeiströmenden nahm Notiz von ihm. „Dass der immer noch schlafe kann – bei dem Lärm! Hat wohl widder zuviel gehabt gestern! He, Peterche, wach uff!“

„Dem habense ja auch die Pulle nicht geklaut. Komm, lass ihn weiterschlafen. Die Bullen werden ihn schon wachrütteln.“ Manne konnte den Kleinen Peter nicht leiden, seitdem der ihm einmal seinen besten Arbeitsplatz streitig gemacht hatte.

„He! Guckemal da, was issen des?“ Pinnekarl war nähergetreten. Dann taumelte er zurück. „Um Gottes Wille! Des is ja – des is Blut! Manne, des is Blut! Um Gottes Wille!“

„Du spinnst ja. Nun mach mal halblang. Das ...“ Manne kam vorsichtig hinter seinem Freund hervor und starrte auf den Liegenden. „Oh, mir wird schlecht!“

„Rufese en Krankewage! Die Bolizei! Der is dod!“ Verzweifelt wandte sich Pinnekarl an die vorüber eilenden Menschen. Keiner hatte mehr als einen Blick für die beiden, die den Toten noch halb verdeckten.

„Mir brauche die Bolizei!“

Karl ging auf den nächsten Passanten zu, fasste ihn am Ärmel des teuren Jacketts und taumelte zurück, als der andere ihn brutal zurückstieß. Er versuchte es weiter und erweckte endlich die Aufmerksamkeit einer jungen Frau, die zwar vor ihm zurückwich, aber ihm wenigstens zuhörte.

„Rufese die Bolizei, Fräuleinche, des Peterche da is dod!“

Die Frau schaute ihn skeptisch an, dann ging ihr Blick auf das Bündel Mensch, das auf dem Boden lag. „Sind Sie sicher?“

„Ja doch, ich sach Ihne doch ...!“

„Vielleicht schläft er nur seinen Rausch aus?“

„Und des Blut?“

Ein schmutziger Finger zeigte zitternd auf die dünne Decke, auf der der Obdachlose lag. Die Frau wagte einen zaghaften Blick, zuckte zusammen und nickte.

„Gut, ich rufe die Polizei. Bleiben Sie am besten hier.“

Pinnekarl und Manne sahen sich an. Nein, das wollten sie ganz sicher nicht. Hastig ergriffen sie ihre Plastiktüten, die sie vor Schreck hatten fallen lassen, und wandten sich der nächsten Rolltreppe zu.

Doch es war zu spät. Die Frau brauchte gar nicht erst ihr Handy zu zücken, weil die kleine Gruppe inzwischen die Aufmerksamkeit einer Streife auf sich gezogen hatte, die bereits auf sie zusteuerte. Manne und Pinnekarl legte einen Zahn zu.

„Halt da! Hier geblieben!“

Die beiden Polizisten setzten sich in Trab, fingen sie auf der überfüllten Rolltreppe ein und schleiften sie nach oben. Es gab ein fürchterliches Durcheinander, eine Frau kreischte, ein Kind mit einem schweren Schulranzen wurde grob beiseitegeschoben.

„Bleibt ihr wohl jetzt ruhig stehen!“

„Is ja gut, Mann!“ Oben im Sonnenlicht wand sich Pinnekarl aus dem harten Griff des Polizisten. „Mir wollte ja gar net abhaue.“ Er glättete den Ärmel des zerrissenen alten Mantels mit einiger Würde. „Also, da unne, da liecht einer und is dod!“ Er zeigte nach unten.

Die Polizisten sahen sich kurz an, einer lief die Treppe hinunter, weil die Rolltreppe daneben hoffnungslos verstopft war. Auch hier musste er hauptsächlich gegen den Strom rudern und sich rücksichtslos an den Entgegenkommenden vorbei drängeln. Nach ein paar Augenblicken sah man seinen Kopf wieder aus der Menge auf der Treppe auftauchen, seinem Kollegen zunicken und wieder kehrtmachen.

Diesen winzigen Moment der Unaufmerksamkeit genügte den beiden Obdachlosen, ihre Habe und ihre Beine in die Hand zu nehmen und einen bewundernswürdigen Sprint in Richtung Zeil hinzulegen.

Sie bogen in die Kino-Passage ein und waren verschwunden.

Zwei Stunden später flatterte an der südlichen Rolltreppe zur B-Ebene ein rot-weißes Absperrband mit POLIZEI-Aufdruck im Wind, am unteren Ende, in der Ebene selber, war die Treppe ebenso gesperrt. Die Zeil hatte sich gefüllt; die Schaulustigen jetzt noch auf Abstand halten zu wollen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Nicht, dass es eine Seltenheit gewesen wäre, wenn eine oder mehrere Rolltreppen zur Ebene geschlossen oder außer Betrieb waren. Auch an den Anblick von etlichen Einsatzwagen und grün Uniformierten war man gewöhnt – waren doch oft genug ganze Hundertschaften, mit Helmen, Schilden und Wasserwerfern bewaffnet und in undurchdringlicher Formation ungerührt geradeaus starrend, in der City im Einsatz.

Hauptkommissar Paul Langer, am unteren Ende der Treppe zugange, hätte sie gerne heute hier gehabt.

Denn mit sicherem Instinkt hatten die Passanten rund um die Hauptwache erkannt, dass ihnen hier etwas Besonderes geboten wurde. Einige Schutzpolizisten versuchten ihr Möglichstes, konnten jedoch nicht verhindern, dass das Team der Kriminalpolizei auf Schritt und Tritt beobachtet und kommentiert wurde. Die Kecksten unter den Zuschauern mussten immer wieder hinter das Absperrband zurückgedrängt werden. Handykameras wurden gezückt. Ein ganzer Bus Japaner, die auf dem Weg zum Goethehaus um die Ecke waren, gaben der Live Performance des einundzwanzigsten Jahrhunderts eindeutig den Vorzug.

„Himmel Herrgott – treib das Volk da weg, Schmidtbauer!“ brüllte Langer mit gefährlich rotem Kopf zur Treppe hoch. Der kleine dicke Hauptkommissar ruderte mit den Armen, erstürmte halb die Treppe, wurde von einem Mann im weißen Overall sanft zurückgehalten – eine gute Figur gab er nicht ab.

Einige im Publikum kicherten. Damit hatte keiner gerechnet, als er heute Morgen aus dem Haus ging.

Besser als Fernsehen.

Wie aufs Stichwort tippte einer aus der Menge seinem unbekanntem Vordermann auf den Oberarm. „Drehen die hier?“ – Der zuckte die Schultern, stieg noch ein wenig mehr auf die Zehenspitzen und versuchte, hinunter in die B-Ebene zu spähen. „Weiß nicht. Keine Kamera.“ Er drehte sich um. „Ich glaub, die sind echt.“

„Allmählich sollte der Chef ja nun wirklich daran gewöhnt sein“, murmelte derweil ein elegant gekleideter, schlaksiger Kripobeamter. Er nahm den jungen Obermeister Schmidtbauer beiseite, als der sich mit hochrotem Kopf wieder der Menge zuwenden wollte.

„Hör mal, Jens. Hol Verstärkung und lass dir von jedem, der nicht sofort verschwindet, die Personalien geben. Mit Ausweiskontrolle und

allen Schikanen.“ Er betonte das letzte Wort und zwinkerte dem jungen Kriminalobermeister zu.

„Aber ...“

„Mach einfach. Der Chef platzt gleich wie ein Luftballon.“

Unten vor dem Eingang zu den Schließfächern hatte Dr. Eilers inzwischen die erste Untersuchung der Leiche, die einmal das Peterche war, abgeschlossen. Er stand auf.

„Schlag auf den Kopf. Schädeltrauma, Gehirnblutung. Grob geschätzt zwischen ein und vier Uhr heute Nacht.“ Er packte seinen Sachen zusammen, wollte verschwinden, kam dann aber der Frage Langers zuvor:

„Ich mach's gleich heute Nachmittag.“

Mürrisch beobachtete Langer, wie der Körper in einen Plastiksack und auf eine Bahre gelegt wurde. Jetzt kam der unangenehmste Teil: Die Träger mussten ihre Last über die Treppe nach oben zum wartenden Leichenwagen bringen. Doch wider Erwarten machte die Menge ihnen Platz. Noch mehr Kameras waren zu sehen. Für einen kurzen Moment war Stille.

Der schlaksige Beamte, Oberkommissar Korp, bekam seinen Vorgesetzten zu fassen, als dieser nach einem weiteren Blick auf das kriminaltechnische Team sich eben suchend nach ihm umdrehte. Der visuelle Gegensatz zwischen dem immer leicht schmutzigen wirkenden dicken Langer und dem schlanken, eleganten Korp hätte kaum größer sein können. Und der charakterliche auch nicht.

„Keine Chance, Chef. Die Kollegen von der Streife sagen, dass sie die beiden Penn... – äh, Nichtsesshaften noch festgehalten hatten, doch dann sind sie, ich meine die Stadtstreicher, so plötzlich verschwunden, dass ...“

„Wär' auch zu schön gewesen. Haben sie eine Beschreibung abgegeben?“

„Na ja, wie Penner halt.“ Auf Langers Blick hin zuckte Korp die Schultern. „Mittelgroß, dreckig, eingemummt in undefinierbare Klamotten, Bart, zerlottert. Nichts Auffälliges.“

„Gut, dass wir es mit geschulten Polizisten zu tun haben.“ Langer seufzte und schüttelte unwillig den Kopf. „Schmidtbauer soll sich in den Obdachlosenheimen und Suppenküchen umhören. Da wird doch jetzt überall drüber geredet. Wär' doch gelacht, wenn wir die beiden nicht zu fassen bekämen.“

„Viel verspreche ich mir nicht davon, Sie etwa? Die werden's ja nicht selber getan haben, so blöd können die doch nicht sein, und nachher selber nach der Polizei schreien. Das hat jedenfalls diese Zeugin ausgesagt. Und andere Informationen kriegen wir aus denen nicht raus.“

Langer schnaubte. „Und deshalb lassen wir's am besten gleich sein, oder was?“

Natürlich nicht, dachte Korp.

Im Stillen jedoch hatte er gehofft, dass dieser Kelch in Form einer Vernehmung von ungewaschenen Mitmenschen, die im Verhörraum oder gar in seinem Büro eine deutliche Geruchsspur hinterlassen würden, an ihm vorüberginge. Er sah an seinem neuen Designer-Dreiteiler herab und schnippte ein imaginäres Staubkorn weg.

Und es kam genau so, wie er befürchtet hatte. Schmidtbauer hatte überraschend schnell Erfolg gehabt und die beiden Clochards gegen Mittag an der Konstabler Wache aufgespürt. Sie hatten sich nicht geweigert, sondern nur resigniert mit den Schultern gezuckt und waren in den Dienstwagen gestiegen.

Schmidtbauer kurbelte die Seitenfenster herunter, ließ die gute Frankfurter Luft in den Wagen und atmete tief durch. Amüsiert registrierte er, dass die beiden die Fahrt durch die halbe Stadt zu genießen schienen. Immer wieder reckten sie die Köpfe, als versuchten sie, die Blicke von Kameraden da draußen auf sich zu ziehen. Bedenken wegen ihres guten Rufs schienen sie nicht zu haben.

Jetzt allerdings hockten sie wie zwei Häufchen Elend in Korps Büro. Auch hier waren die Fenster weit offen. Schmidtbauer hatte seinen Chef fragend angeschaut und, als Korp ihm ein Zeichen gab, erleichtert das Zimmer wieder verlassen.

Korp blätterte in der Akte Peter Landgraf, die, wiewohl im Augenblick nur aus drei Blättern bestehend, offensichtlich seine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte. Endlich sah er auf.

„Also: Karl Pinneberg und Manfred Becker. Das sind Sie?“

Manne und Pinnekarl nickten stumm und unisono.

Korp nahm mit spitzen Fingern die beiden abgegriffenen Personalausweise, auf denen ihm die bürgerlichen Gesichter der Herren Becker und Pinneberg entgegenblickten. Mit viel Fantasie konnte er sie den vor ihm Sitzenden zuordnen. Auf der Rückseite war der Vermerk auf dem Klebestreifen „Ohne festen Wohnsitz“ kaum noch zu lesen.

„Nun erzählt mal ganz genau – wie war das denn, als ihr euren Kumpel gefunden habt?“, fragte er jovial.

Nach einem kurzen Blickwechsel ergriff der Pinnekarl das Wort. „Also, heut morge bin ich früher uffgewacht, von dem sein Mordsgeflenn“, er stieß Manne mit dem Ellebogen in die Seite.

„Eine Sauerei war das – eine Riesensauerei! Da habense mir doch den letzten Rotwein geklaut über Nacht, den wollte ich ...“

Er erntete einen neuerlichen Stoß. „Erzähl ich odder du?“

Manne sackte wieder in sich zusammen, schob die Hände unter die Oberschenkel und starrte vor sich hin, während Karl sich immer mehr in seine Rolle des wichtigen Zeugen hineinlebte. „Wo mir grad davon schwätze, Herr Kommissar, Sie hawwe hier e asch trocke Luft, gell Manne?“

Der nickte lebhaft, hob aber kaum den Blick.

„Möchten Sie ein Wasser?“

„Wasser? Ach nöö, lasse Se mal. Also, wie gesacht, mir sinn dann früher ans Geschäft gange.“

„Wo hattet ihr denn geschlafen?“

„Na, da in dere Einkaufspassaasch zwische Hauptwach un Biebergass; da lieche mir meistens. Mir sind dann runner, weil obbe is ja um die Zeit noch nix los, gelle ...“

„Haben Sie zufällig auf die Uhr geschaut?“

„Ja, uff dere Uhr da drauße uffm Roßmarkt war's kurz nach acht. Mir also runner in die B-Ebene unn quer dorsch. Is ja e Mordsgerenne unn die Zeit. Mir hawwe da en scheene Platz neber sonem Café, gelle, da schmeiße die Leut öftes emal was neu in de Hut. Und dann – was soll ich Ihne sache, Herr Kommissar“, er beugte sich vor; Korp begann, flach zu atmen, „da seh ich doch des Peterche da hinne lieche, bei de Toilette“, wo die Schließfächer sinn, wie's noch schläft. Is gar net sei Art, sach ich Ihne!“

Er setzte sich wieder gerade hin.

„Ja, und? Weiter!“

„Mir also hin und wollten wecke, awwer dann ... wie ich des Blut gesehe habb ... Da wusst ich, des hat koin Sinn mehr.“

„Sie sind also nah an ihn herangetreten? Wie nah?“

„Nee, nee, Herr Kommissar – so nah auch widder net! Ich habb mich nur übberrn gebeucht und ...“ Auf den fragenden Blick Korps artikuliert er „Ü-ber – ihn – ge-beugt ... unn nix angefasst. Werklich! Ich hab glei gemerkt, dass der dod is. Des viele Blut! Unn dann hat jemand die Polizei gerufe.“

„Ist Ihnen irgendetwas aufgefallen – war etwas anders? Hat etwas gefehlt? Eine der Tüten vielleicht?“

Vereintes Kopfschütteln.

„Als die Kollegen von der Streife kamen, seid ihr weggerannt. Warum? Es hat Stunden gedauert, euch zu finden!“

Die beiden Obdachlosen rutschen unbehaglich auf ihren Stühlen hin und her.

„Ja, also, Herr Kommissar. Sie hawwe ja Recht. Des war falsch. Awwer des müsse Se schon verstehn. Des is – so'e Art Reflex, wenn Se wisse, was ich mein.“

„Gab es irgendwelche Streitereien in der letzten Zeit rund um die Hauptwache?“ Korp wusste, dass er sich die Frage genauso gut auch hätte sparen können. Beide schüttelten erwartungsgemäß die Köpfe.

„Wir müssen Angehörige des Herrn Landgraf finden. Habt ihr eine Idee, wen man benachrichtigen könnte?“

„Mit der Laura war er öfters zusammen“, mischte Manne sich jetzt ein. „Aber die weiß es schon, dass er tot ist. Ja, und der ‚Doktor‘ natürlich.“

„Wer ist der Doktor?“

„Mit dem hing des Peterche immer rum.“ Karl warf Manne einen verdrießlichen Blick zu und ließ sich seine Hauptrolle nicht streitig machen. Er beugte sich wieder vor. „Mir sache immer Doktor zu em, weil, der hat emal studiert. Ich glaub, Thomas heißt der. Den finne Se wahrscheinlich an de Konstabler. So'n mittelgroße mit 'em Bart, ich schätz mal, so um die vierzig wird der sein.“

Da können wir ihn ja nicht verfehlen, dachte Korp resigniert. „Thomas – und weiter?“

Gemeinsames Schulterzucken.

„Nachnamen kennen wir bei uns kaum“, meldet sich jetzt wieder Manne zu Wort. „Aber der ist ganz okay. Der muss Jura studiert haben, hat den Kollegen manchmal ein paar Tipps gegeben, bei den Behörden und so.“

„Und wie gut haben Sie den Toten gekannt?“

Pinnekarl zuckte die Schultern. „Wie mer sich halt so kennt, gelle? Mir hawwe immer nur Peterche zu ihm gesacht, weil er doch nur so en kurze Stobbe war.“

In das verständnislose Gesicht Korps hinein übersetzte Manne: „Weil er doch so klein war.“

„Ja, genau. Und dass des en Landgraf war, hawwe mir net gewusst!“ Beide fingen an zu kichern und wollten sich gar nicht mehr beruhigen.

## 2

„Oh, Mann!“ Anna Tischmann fegte in den Laden, pfefferte ihren Schulranzen in die Ecke und sich selbst in den Stuhl daneben. „So eine Scheiße! So eine Scheiße!“ Nach diesem Ausbruch verschränkte sie die Arme vor der Brust, blieb regungslos sitzen und starrte stumm vor sich hin.

Thea Dettner und Frau Busche sahen sich an.

„Was ist denn los?“

Keine Reaktion.

„Warst du schon zu Hause?“

Anna blieb Salzsäule.

„Du weißt, dass deine Mutter solche Wörter nicht gerne hört!“

Annas Kopf schreckte in die Höhe: „Ist sie da?“

„Nein. Ist was passiert?“

Anna hatte wieder die Haltung einer Marmorstatue angenommen. Ihr Blick bohrte Löcher in den Boden. Thea sah, dass ihr Tränen über das Gesicht rannen.

„Komm, wir gehen nach oben und lassen uns eine Pizza kommen. Oder willst du lieber zu Carlo gehen und dich da hinsetzen?“

Frau Busche hatte sich inzwischen diskret abgewandt und sortierte eine neue Lieferung Comic-Hefte in den Auslagen. Thea überlegte, ob sie Doris anrufen sollte, entschloss sich dann aber zu warten.

Eine Horde junger Rüpel aus der nahen Schule, kaum zwei Jahre älter als Anna, stürmte den Laden, beriet sich lautstark über die Investition von einem Euro fünfundsechzig, die einer von ihnen zu tätigen gedachte, und hatte einen mordsmäßigen Spaß, sich dabei gegenseitig von einer Seite auf die andere zu schubsen. Bevor sie sich schließlich wieder gegenseitig nach draußen rempelten, rief einer:

„Guck mal, die flennt ja!“

Daraufhin zog es Anna vor, mit Thea nach oben in die Wohnung zu gehen.

Anna war fast elf und der jüngste Spross der Familie Tischmann. Sie war geschlagen mit drei älteren Brüdern und einem Elternpaar, das seit über zwanzig Jahren im Schuldienst stand und alles über Erziehung wusste. Zudem mit dem Schicksal des ewigen Nesthäkchens, bei dem die Pubertät heftig an der Tür klopfte, wenn nicht gar schon eingetreten war, was aber die anderen Familienmitglieder nach Theas Ansicht nicht so recht zur Kenntnis nehmen wollten.

Während Thea Doris' Nummer wählte, schielte sie in die Couchdecke. Anna saß stumm und kerzengerade in einem Sessel und weinte still vor sich hin. „Deine Tochter ist hier. Wir essen zusammen.“

„Gut.“ Es klang gestresst. „Ich muss sowieso heute Nachmittag noch mal in die Schule. Was hat sie von der Mathe-Arbeit gesagt?“

„Ach, jetzt versteh ich.“ Fast war Thea erleichtert. „Noch nichts.“

„Schei... Scheibenkleister! Ich hab's geahnt! Sie ist nun mal schwach in Geometrie, das weiß sie doch und ...“

„Du meinst ...?“

„Verdammt, ja! Und ich habe ihr gestern Abend extra gesagt, sie soll sich noch mal hinsetzen! Aber nein, sie musste ja unbedingt noch lesen! Da kann man reden und reden ...“

Thea beglückwünschte die Kleine im Stillen dafür, nach der Schule zuerst zu ihr in den Kisok-Laden gekommen zu sein, anstatt nach Hause zu gehen. Es kam öfters vor, dass Anna nach der Schule 'kurz' bei Thea vorbeischaute und dann bis weit in den Nachmittag hinein blieb. Es war für sie die Seligkeit auf Erden, im Laden zu stehen und die Leute zu bedienen. Wenn nicht viel los war, durfte sie bereits, von Thea mit einem Auge überwacht, kassieren und Wechselgeld herausgeben.

„Also,“ sagte Thea, als sie den Hörer auflegte, „die Mathe-Arbeit ging voll daneben, was?“

Leben kam in das Mädchen. „Hast du es Mama gesagt?“

„Wie denn, wenn ich nichts weiß? Mama hat es mir gesagt! Zeig mal her!“

Schniefend hob Anna den schweren Ranzen auf den Stuhl und wühlte umständlich in den Büchern, Ordnern und Arbeitsmappen. Dann reichte sie Thea ein rot eingeschlagenes Heft. Genauso rot war die Tinte des Filzstifts, mit dem die Lehrerin in wunderschöner Schreibrift ihr „Mangelhaft“ unter einige, hauptsächlich aus Streichungen bestehende Rechenaufgaben gesetzt hatte.

„Voll bescheuert! Dabei hab ich das doch kapiert, aber dann ...“ Anna zuckte hilflos mit den Schultern.

Nachdenklich blätterte Thea in dem Heft. Dreien und Vieren. Das Kind war eindeutig nicht zur Mathematikerin geboren. Doris und Otto unterrichteten beide Physik und Chemie. Konrad, der älteste, studierte Medizin, sein jüngerer Bruder Harry, hatte gerade sein Studium der Informatik aufgenommen und Danny im letzten Jahr den Mathematik-Wettbewerb der Schule gewonnen. Anna war ganz entschieden aus der Art geschlagen. Sie schrieb schöne Aufsätze, und hatte ein ausgesprochenes Talent, so fand Thea, mit Farben umzugehen – auch wenn das der Kunstlehrer nicht immer honorierte.

„Wir machen jetzt folgendes: Wir essen Pizza, dann rechnest du das alles noch mal nach ...“

„... alles?“

„Na ja, das meiste. Du hast es doch kapiert, oder? Dann dauert es sicher nicht so lange. Was ist mit den Hausaufgaben?“

„Englisch habe ich schon in der Schule gemacht.“

„Gut. Und danach fahren wir in den Taunus. Ich muss da noch jemanden besuchen.“

„Die Verrückte?“

Thea sah sie streng an. „Sie ist nicht verrückt, nur ein bisschen verwirrt. Weil sie schon so viele schlimme Sachen erlebt hat.“

„Aber sie wohnt doch in diesem Haus für Verrückte!“

Thea reagierte nicht darauf und sagte stattdessen: „Vielleicht reicht die Zeit ja noch für ein Eis.“

„Cool!“

Gegen halb fünf hatten sie die Stadt hinter sich gelassen und fuhren über kühle, schattige Waldwege zu Professor Sandmanns Klinik.

„Ach, Frau Dettner, guten Tag. Schön, dass Sie wieder mal vorbeischauchen. Warten Sie bitte hier, sie kommt gleich herunter. Sie freut sich schon den ganzen Tag auf Ihren Besuch.“ Schwester Mathildes grimmige Züge lockerten etwas auf, wurden aber gleich wieder streng, als sie Anna sah.

„Was ist denn das?“

Anna war in eine lebhaftere, wenn auch recht einseitige Konversation mit zwei älteren Damen vertieft, die vor der Tür in der Sonne saßen.

„Und das ist meine Tante“, sagte sie gerade, während sie auf Thea zeigte. „Aber eigentlich ist sie ja gar nicht meine Tante. Aber irgendwie doch. Sie kennt meine Mama schon ewig lange, schon vor meiner Geburt. Und dann haben wir noch Tessy. Einen Berner Sennenhund. So groß.“ Ihre rechte Hand schnellte hoch bis etwa in Höhe ihrer linken Schulter. Die beiden Damen nickten freundlich und lächelten stumm.

Schwester Mathilde warf der kleinen Gruppe einen Blick zu. „Passen Sie auf, dass das Kind nicht auf die Stationen geht. Das ist verboten!“ sagte sie gereizt.

In diesem Augenblick kam Bianca von Hellgarten die breite Treppe herunter und winkte ihnen zu. Thea begrüßte sie und trat mit ihr ins Sonnenlicht.

„Anna, komm, wir gehen in den Park. Das ist Anna“, stellte sie das Mädchen vor. „Anna, das hier ist Frau von Hellgarten.“

„Hallo, guten Tag. – Und tschüss!“ Das Mädchen wandte sich noch einmal zu den beiden Damen auf der Bank um. „Und wenn ich wieder komme, erzähle ich Ihnen von ...“

„Nun komm schon!“

Langsam gingen sie am Springbrunnen vorbei, der am Ende der Auffahrt sein Wasser in die Luft schoss, und wandten sich den Anlagen zu.



Thea hatte Bianca vor drei Jahren im Sanatorium von Professor Sandmann kennen gelernt. Damals hatte sie hier ihre Tante besucht, die im Zimmer neben Frau von Hellgarten wohnte. Fräulein Erika Strielitz – sie gehörte zu den Frauen, die noch Wert auf diese Anrede legten – war siebzehn Jahre älter als ihr Vater gewesen und für Thea so eine Art Großmutterersatz. In jüngeren Jahren eine für ihre Zeit durchaus emanzipierte Geschäftsfrau, war sie durch geschickte Grundstücksspekulationen in Frankfurt zu viel Geld gekommen. Den größten Teil ihres Vermögens hatte sie diversen wohltätigen Einrichtungen vermacht, nicht ohne Thea schon zu Lebzeiten mit einer ordentlichen Schenkung zu bedenken, mit der diese ihren Kiosk-Laden finanziert hatte. In ihren letzten Monaten hatte die Demenz eingesetzt. Die Krankheit verlief rapide, doch sie war immerhin 90 Jahre alt geworden und bis ins hohe Alter geistig sehr rege. Zum Schluss allerdings hatte sie Thea nicht mehr wahrgenommen.

Bei diesen Visiten hatte Thea Frau von Hellgarten kennengelernt und die Besuche bei ihr nach dem Tod der Tante vor vier Monaten fortgesetzt.

Sie schätzte Bianca von Hellgarten etwa auf Mitte 60. Selbst nach Jahren des Klinikaufenthalts strahlte die Frau noch die elegante Nonchalance aus, wie sie einigen Menschen eigen ist und von anderen nicht erlernt werden kann. Sie redete sehr viel und hatte nach Meinung der Ärzte eine bipolare Störung – früher sagte man manisch-depressiv dazu. Thea hatte keine nennenswerten Gemütsschwankungen bei der Patientin feststellen können. Nicht, dass ihr Bianca als ausgesprochen ausgeglichener Charakter vorgekommen wäre, aber unter manisch-depressiv hatte sie sich immer etwas anderes vorgestellt. Bianca war etwas schusselig, wiederholte sich oft und überraschte dann wieder mit Erinnerungen an Einzelheiten, die Thea ihr Wochen vorher erzählt hatte.

Das wasserfallartige Gerede – belangloses Zeug aus dem Klinikalltag, wenig über die Vergangenheit – war gewohnheitsbedürftig, doch war Biancas Freude, Thea zu sehen, immer so überwältigend und ehrlich, waren ihre Augen beim Abschied stets so ängstlich und hoffnungsvoll, dass Thea es nicht über das Herz brachte, die Besuche einzustellen. Und es war nach einem hektischen Arbeitstag unendlich beruhigend, in diesem Park spazieren zu gehen und durch die Wiesen zu wandern.

Thea atmete tief ein, während Anna vorauseilte und Frau von Hellgarten ununterbrochen redete. Obschon zu jeder Jahreszeit herrlich, war der Park jetzt im Mai ein Traum. In den weiten, sanft abfallenden Rasenflächen hatte man Wege angelegt, an denen in Abständen Parkbänke zum Verweilen einluden. Uralte Bäume wechselten ab mit blühenden Sträuchern, die Farben der Blumenrabatten schienen um die Wette zu leuchten. Zu keiner Zeit des Jahres lag ein solcher Duft in der Luft wie jetzt.

Plötzlich war es still. Thea spürte, wie die Frau neben ihr sie fragend anschaute.

„Äh – wie bitte?“ Sie hatte nicht zugehört.

„Ich fragte, wie geht es Ihren Eltern? Alles in Ordnung?“

Thea seufzte leise. Wie viele Male hatte sie diese Frage schon beantwortet? Frau von Hellgarten kannte Theas Familie, abgesehen von Tante Erika, nicht; es war nicht mehr als eine Höflichkeitsfloskel, die sie jedes Mal in ihr einseitiges Gespräch einfließen ließ.

„Meine Eltern sind tot“, sagte Thea geduldig. „Mein Vater starb, als ich zwölf war. Meine Mutter vor sechs Jahren.“

Bianca nickte nur. „Und das Geschäft läuft gut?“

Also, das weiß sie noch, dachte Thea. Merkwürdig, wie der menschliche Verstand arbeitet.

Sie hatten den Park einmal umrundet und standen wieder am Springbrunnen, in dessen Nähe Theas Toyota geparkt war. Anna hatte unterdessen ihre Untersuchungen von Flora und Fauna des Parks beendet und gesellte sich wieder zu ihnen.

Es war spät geworden. Auf dem Nachhauseweg musste eine mürrische Elfjährige davon überzeugt werden, dass der gemütliche Besuch in der Eisdielen auf ein anderes Mal verschoben und ersetzt werden musste durch ein Eis in der Waffel.

Langsam fuhren sie Richtung Stadt zurück.

„Fast halb acht. Deine Familie hat sicher schon Sehnsucht nach dir!“ sagte Thea, und versuchte, das geräuschvolle Schlecken aus dem Fond zu ignorieren. Es hörte für ein paar Sekunden auf, und Thea sah im Rückspiegel, wie sich ein Schatten über das Gesicht des Mädchens legte.

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Ach, komm schon! Deine Mutter weiß doch sowieso schon Bescheid über die Fünf. Und dein Vater sicher auch. So schlimm sind sie doch gar nicht. Du tust ja gerade so, als ob du regelmäßig verprügelt würdest, wenn mal was in der Schule nicht klappt!“

Anna kicherte bei der Vorstellung, dann seufzte sie tief. „Aber ich ärgere mich doch so!“

„Ein guter Anfang! Lern' was draus! Doris hat doch gesagt, du musst noch üben!“

„Na ja, aber ...“ Dann, mit neuem Interesse: „Hast du auch schon mal einen Fünfer gehabt?“

„Na klar.“

„Und wo?“

Thea grinste. „In Mathe. Aber“, fügte sie streng hinzu, „nicht in der Fünften! Erst in der Neunten!“

„Und das ist besser?“

„Na ja ... Also ...“

„Was ist denn daran besser?“ Die Geräusche schienen lauter zu werden.

„Kannst du das bitte etwas leiser schlecken?“

„Bin sowieso fast fertig. Also? – Warum ist ein Fünfer in der Neunten besser als in der Fünften?“

„Das ist natürlich nicht besser, nur ... – Ach was, lassen wir das!“

„Aber du hast gesagt ...“

Thea fühlte fixierende Blicke im Nacken. Sie würde nicht davon kommen.

„Na ja, weil – weil ... Ich dachte nur, vielleicht – dass man sich nicht so früh dran gewöhnt!“

„Aber wenn man später die Fünfen kriegt, dann hat man doch weniger Zeit, sie wieder wegzukriegen!“

Es war Zeit zu kapitulieren.

Das Haus der Tischmanns stand im besseren Viertel von Niederrad in der Nähe des Stadtwaldes. Zwei Beamtengehälter müsste man haben, dachte Thea wieder einmal, als sie den Wagen abstellte und mit Anna auf das große Haus zuing. Und keine Sorgen wegen der Rente.

Sie klingelte an der Pforte, und noch bevor Doris die Haustür ganz aufmachen konnte, quetschte sich ein schwarz-braun-weißes Etwas zwischen ihr und der Tür hindurch und rannte auf Thea und Anna zu. Thea wich geschickt aus – bei fast fünfzig Kilogramm Hund war ein Zusammenstoß tunlichst zu vermeiden. Anna hingegen warf sich Tessy entgegen und wunderbarerweise landeten beide sanft im Vorgartenrasen.

„Wir haben Eis gegessen. Und Pizza. Und waren im Taunus!“ rief Anna, atemlos mit Tessy ins Haus stürmend, ihrem Bruder Danny zu, der gerade am Telefon hing und versuchte, seine kleine Schwester abzuwimmeln. Er feierte demnächst seinen fünfzehnten Geburtstag, und da dieses Ereignis akribischer Vorbereitung und minutiöser Planung bedurfte, beschlagnahmte er bereits Tage vorher stundenlang den Anschluss.

Doris schaute ihrer Tochter nach und dann auf die Freundin. „Na, hast wohl die Dame schön belohnt für ihre Fünf, wie?“

„Frustrationsabbau!“ korrigierte Thea und betrat den Flur. „Sie hat sich am meisten über sich selber geärgert! Außerdem hatte ich keine Lust zu kochen. Und – sie hat alle Aufgaben nachgerechnet!“

Sie ging in die Küche, wo Otto gerade eine umfangreiche Platte mit Wurst und Käse zusammenstellte, und fischte nach einer Scheibe Schinken. Doris widmete sich der verhaunenen Mathematikarbeit ihrer Tochter. Diese stand daneben und gestikulierte lebhaft, indem sie nachdrücklich auf die Ergebnisse ihrer Rechnerei vom Nachmittag verwies.

Otto schaute auf. „Hallo, Thea. Na, wie war das Goldstück? Hast du Hunger?“

„Nein, danke.“

Doris erschien an der Tür. „Komm setz‘ dich, wir essen.“

Thea schielte nach dem Emmentaler, ließ es aber dann sein. „Danke, ich gehe lieber nach Hause. Und macht’s nicht so dramatisch mit ihr.“ Sie nickte in Richtung Wohnzimmer.

„Na, hör mal, wer sind wir denn!“

„Tschüs, Kleine! Ciao, Danny!“ Anna kam angerannt, drückte Thea einen Kuss auf die Wange, während Daniel nur lässig vom Telefon herüberwinkte.

An der Tür drehte Thea sich noch einmal zu Doris um. „Sag mal, wann hast du eigentlich deine erste Fünf gehabt?“

„In der Sechsten. Im Diktat. Warum?“

„Ach, nur so.“

### 3

„Es geht um Leben und Tod!“

Mit diesen Worten wurde die Tür zu Robert Stengers Allerheiligstem aufgerissen, und er sah eine entschlossene Lizzy Hartmann in unziemlichem Gerangel mit einem abgerissenen, schmutzigen Typen um den Eintritt in sein Büro kämpfen. Ärgerlich sprang er auf.

„Himmel, Herrgott ... Was soll denn das?!“

„Sorry, Robert. Der war schneller als ich.“ Lizzy versuchte mit hochrotem Kopf immer noch, den Mann hinter sich ins Vorzimmer zurückzuschieben und gleichzeitig die Tür mit ihrer nicht unbeträchtlichen Leibesfülle zu blockieren. Der Mann schob in Gegenrichtung.

Sie schob zurück.

Er hatte keine Chance.

Amüsiert beobachtete Robert Stenger das Schauspiel; sein Ärger war verflogen. Während er sich wieder setzte, winkte er seiner Assistentin zu. „Ist gut, Lizzy. Lass ihn rein.“

„Es geht um Leben und Tod!“ Der Mann stürmte geradezu auf den Besuchersessel zu.

„Ja, das sagten Sie bereits.“

Robert war es gewohnt, dass seine Klienten dramatisierten. Der da nun vor ihm saß, hatte sich beruhigt in dem Moment, in dem er seinen Willen durchgesetzt hatte. Ob er sich allerdings die Privatdetektei Robert Stenger leisten konnte, war zumindest fraglich. Stengers Dienstleistungen waren nicht billig, seine Klientel üblicherweise entsprechend wohlhabend.

Als hätte er Roberts Gedanken gelesen, zog der Besucher ein Bündel verdreckter Geldscheine aus seiner schmutzigen Jeans und knallte es auf den Schreibtisch.

„Reicht das erst mal?“

Seiner momentanen olfaktorischen Wahrnehmung zum Trotz war Robert schon immer der Meinung gewesen, dass Geld nicht stinkt. Deshalb griff er nach dem schmutzigen Stapel und blätterte ihn rasch durch. Dreitausend Euro. Mindestens. Sie verschwanden in der Schreibtischschublade.

Er zog Stift und Notizblock heran. „Okay. Ihr Name?“

Der andere sah ihn an.

„Na? Was ist?“ Der Stift blieb abwartend in der Luft stehen.

„Können wir das nicht auch ohne...?“ Der Mann schob sich mit fahrigten Händen seine Haare aus dem Gesicht.

Nachdenklich betrachtete Robert ihn. „Hören Sie, ich bin nicht Philip Marlowe. Das hier ist ein ganz normales Unternehmen mit normaler Finanzbuchhaltung. Ich muss Ihnen eine Quittung ausstellen, eine Rechnung schreiben, muss dem Finanzamt ...“ Der Stift sank

auf das Papier. „Interessiert Sie nicht, oder?“

„Hans Meier.“

Na, ganz bestimmt, dachte Robert. Laut sagte er, während er sich im Sessel zurücklehnte und den Stift endgültig auf die Schreibtischplatte warf: „Also gut. Erzählen Sie, Herr – Meier.“

Der Mann beugte sich vor und verschränkte seine Arme auf der Schreibtischplatte, wobei ihm die Haare wieder ins Gesicht fielen. „Hören Sie! Sie ist wirklich in großer Gefahr! Sie müssen Sie finden und sofort etwas tun. Am besten verstecken, wo sie keiner findet.“

„Schön. Und von wem oder was reden wir gerade?“

„Sie übernehmen den Auftrag?“

Stenger zeigte auf die Schreibtischschublade. „Sie sind mein Klient. Kaffee?“ Er war schon aufgestanden, bevor der andere antworten konnte, und öffnete die Tür. „Lizzy, sei so nett und bring uns zwei Kaffee.“

Das Foto, das der Fremde inzwischen aus seiner Jeanstasche gefummelt hatte, war zerknittert und auch nicht mehr ganz sauber. Er glättete es behutsam auf der Schreibtischplatte, warf noch einen Blick darauf und schob es dann Robert hinüber.

„Das ist Bianca von Hellgarten. Sie sollen sie finden und in Sicherheit bringen.“

Robert nahm das Bild und betrachtete es. Es zeigte eine lachende, etwa sechzigjährige Frau vor einer großen Villa. Im Hintergrund sah man einen riesigen, parkähnlichen Garten.

„Haben Sie in etwa eine Ahnung, wo sie sich aufhält?“

Kopfschütteln. „Im Rhein-Main-Gebiet. Mehr weiß ich nicht.“

Robert tippte auf das Foto. „Wo ist das aufgenommen?“

„Das ist alt. Das Haus und alles kann Ihnen nicht weiterhelfen.“

„In welchem Verhältnis stehen Sie zu ihr?“

Der Mann fixierte ihn stumm. „Das tut nichts zur Sache.“

Robert seufzte. „Und Sie meinen, sie ist wirklich in Gefahr?“

Der Mann nickte ernsthaft.

„Warum gehen Sie dann nicht zur Polizei?“

Verächtliches Schnauben. „Sicher. Die würden sich die Beine ausreißen, wenn jemand wie ich mit so einer Geschichte käme.“

Nachdenklich musterte Robert den Mann. Nichts an ihm schien in den letzten drei Wochen gewaschen worden zu sein. Weder seine Kleidung noch er selbst. Höchstens seine Hände und sein Gesicht waren mit Wasser in Berührung gekommen. Und trotzdem bekam Robert das Gefühl nicht los, dass irgendetwas mit ihm nicht stimmte.

Und der Fremde hatte natürlich Recht. Wegen ihm würde kein Polizist Überstunden machen.

„Auch mir haben Sie die Geschichte noch nicht erzählt.“

„Also, Bianca“ – er tippte auf das Foto – „kommt aus Essen, befindet sich jetzt aber hier in der Gegend. Wo, weiß ich nicht. Sie ist irgendwie lahmgelegt worden, ausgeschaltet, unschädlich – für die anderen, meine ich. Ich weiß nicht, was sie mit ihr gemacht haben. Sie lebt, aber vielleicht nicht mehr lange.“

„Wer sind sie?“

„Wenn ich das wüsste, brauchte ich Sie nicht.“

Der Mann lehnte sich in seinem Besuchersessel zurück und verschränkte die Arme über der Brust, während er ohne nennenswerten Erfolg den Kopf zurückwarf – die fettigen Haare fielen sofort wieder ins Gesicht. „Mehr kann ich nicht sagen.“

Robert beugte sich in seinem Sessel vor und machte sich einige Notizen. „Das ist alles, was Sie haben? Wo um Himmels Willen soll ich denn da ansetzen?“

„Ihr Job, oder?“ Hans Meier starrte ihn an.

Robert seufzte. „Und Sie wollen nur, dass ich sie finde?“

„Und in Sicherheit bringen.“

„Wie finde ich Sie – ohne Adresse ...“

Der Mann stand auf. „Ich melde mich bei Ihnen.“

An der Tür hielt er inne und drehte sich um.

„Danke“, sagte er.

In diesem Moment ging die Tür auf und Lizzy kam mit der Thermoskanne und zwei Kaffeebechern herein. Robert schloss die Augen, doch wunderbarerweise blieb ein Zusammenstoß dieses Mal aus.

Die Beiden hörten die Vordertür zuschlagen. Während Robert das Fenster öffnete, sagte er: „Bin gleich wieder da“, schnappte sich seine Jacke und eilte durchs Treppenhaus davon.

Der Mann, der sich Hans Meier nannte, trat auf die Straße hinaus, die entschieden nicht für den Nachmittags-Durchgangsverkehr gemacht war. Doch er nahm den Lärm nicht wahr, trittete weiter, überquerte die Nidda-Brücke und bog in den Brentanopark ein. Bald war er umgeben von alten Bäumen, lief auf gepflegten Wegen durch frisch gemähtes Grün. Der Verkehrslärm wurde leiser, dafür durchdrang das Rauschen des Rödelheimer Wehrs am Petrihaus die Luft, und das Wasser der Nidda stob seine Gischt in den Mainachmittag.

Er lief, die Hände in den Jackentaschen, mit gesenktem Kopf durch die Anlage, als sähe und hörte er nichts. Der Alte muss noch mal ran. Das Geld wird knapp, murmelte er lautlos vor sich hin. Aber wenn ich diesem Möchtegern-Matula nicht genug gegeben hätte, hätte der doch gar nicht erst angefangen. Sind doch alle gleich. Scheint aber ganz okay zu sein, der Typ, dachte er.

Eine fast weiße Labradorhündin kam ihm freundlich entgegen und schnüffelte neugierig an seinen Beinen, bevor ihre Besitzerin sie scharf

zurückpfeiff. Er merkte es kaum.

Ebenso wenig hätte er Robert Stenger bemerkt, der kurz nach ihm aus dem Haus gegangen war, selbst wenn dieser in dem weitläufigen Park mit den vielen alten Bäumen ein weniger leichtes Spiel mit seiner Beschattung gehabt hätte. Sie umrundeten das Brentanobad, das in diesem Jahr ein paar Tage früher geöffnet hatte und in dem schon einige Unverzagte die Freibad-Saison eröffneten. Der warmen Luft zum Trotz war das Wasser im Becken noch kalt, die Schreie entsprechend spitz und schrill. Die Idylle währte nicht lange – sie näherten sich der Ludwig-Landmann-Straße. Der Fremde wartete, ließ den Verkehr vierspurig an sich vorbeirauschen, hechtete in eine Lücke hinein, blieb auf der Insel stehen und wiederholte den Vorgang auf der anderen Straßenhälfte. Vor der weißen Fassade der Russisch-Orthodoxen Kirche schließlich hockte er sich nieder, halb auf dem niedrigen Podest der Einzäunung, halb auf seinen Fersen sitzend. Er schien auf jemanden zu warten. Mit der gleichen todesverachtenden Entschlossenheit warf sich Robert auf die Straße. Doch überquerte er sie nur halb und blieb auf der Verkehrsinsel hinter einem Busch verborgen stehen.

Es dauerte etwa zwanzig Minuten, da hielt ein schwarzer Mercedes S 320 neben der Kirche. Für einen Augenblick wurde der so genannte Hans Meier von dem Fahrzeug verdeckt; doch als es mit quietschenden Reifen wieder anfuhr, war er vom Straßenrand verschwunden.

Robert Stenger sprintete zur Haltestelle gegenüber, in die gerade ein Bus einfuhr, der ihn zurück zum Büro brachte, und lächelte zufrieden. Er hatte das Kennzeichen.

Das Schöne an Lizzy war – unter anderem –, dass sie keine unnötigen Fragen stellte. Wahrscheinlich hauptsächlich deshalb, weil lange Jahre der Zusammenarbeit mit Robert sie gelehrt hatte, dass sie keine Antwort bekommen würde, wenn er es nicht wollte. Als sei Robert gar nicht weg gewesen, stellte sie ihm eine frische Tasse Kaffee auf seinen Schreibtisch und setzte sich in den Besuchersessel davor.

„Komischer Vogel.“

Sie schürfte. Der Kaffee war heiß. Robert wartete.

„Sieht aus, als hätte er sich verkleidet.“

Neuerliches Schlürfen. Suchender Blick. „Wo sind eigentlich ... Ach – danke!“ Robert hatte eine Schachtel Kekse aus der Schublade gezaubert, noch ehe sie den Satz zu Ende bringen konnte. Er nahm seine Tasse und sagte immer noch nichts.

„Hattest du nicht auch das Gefühl, als ob da zwei Sachen nicht zusammengehören? Ich meine, das Äußere und das – das, wie soll ich sagen – das Gehabe. Auftreten. Die gebildete Sprache. Kein regionaler Akzent, gestochenes Hochdeutsch, gute Schule.“

Sie nahm noch einen Keks und spülte mit Kaffee nach.

„Weißt du, als ob sich ein feiner Pinkel als Penner verkleidet hätte, meinst du nicht?“

Robert grinste und griff nach den Keksen. Er konnte sich auf Lizzys Urteil verlassen. Zumal, wenn sie zum gleichen Schluss kam wie er.

„Und er weiß mehr, als er zugibt“, er zeigte auf die Schublade. „Hat bar bezahlt – also warum nicht. Morgen muss ich noch mal nach Bönstadt zu dem grundlos eifersüchtigen Ehemann mit der braven Frau. Abschlussbericht und hoffentlich auch Kohle cash. Danach mach ich mich gleich auf die Suche nach dieser Frau von Hellgarten.“

Eine riesige Schlange wand sich wie eine Achterbahn durch den großen Raum. Ein Höllenlärm erfüllte die stickig heiße Luft. Mit ratterndem Getöse sauste das Förderband der Weiterverarbeitungsmaschine auf und nieder. Tausende von Zeitungen wurden nacheinander auf das Band gespuckt, gefälzt, rasten weiter durch den Raum, nahmen noch einmal eine Westkurve und landeten schließlich eine nach der anderen auf gleich großen Stapeln. Eine andere Maschine bemächtigte sich ihrer, presste sie zusammen und umgürtete sie mit einer festen Banderole aus Plastikband. Stapel um Stapel fand sein vorläufiges Schicksal am Ende der Halle in der Nähe der Laderampe, wo Lastwagen bereit standen, um die Berge von Papier in die wissensdurstige Welt hinauszubefördern. Es war elf Uhr abends, eine neue Ausgabe der *Frankfurter Neuen Zeitung* war so gut wie ausgedruckt.

Der da unter dem Förderband lag, würde sie nicht lesen. Er würde überhaupt keine Zeitung mehr lesen. Ihm machte weder der Lärm noch die Hitze zu schaffen. Er sah, hörte und fühlte nichts mehr.

„Halten Sie gefälligst die verdammte Maschine an!“ Hauptkommissar Langer brüllte – wenig erfolgreich – durch die Halle. „Man versteht ja sein eigenes Wort nicht!“

„Wo denken Sie hin? Völlig unmöglich!“ Herbert Steiner schrie zurück, schüttelte den Kopf und gestikulierte wild mit den Händen, als würden dadurch seine Ausführungen den Lärm besser übertönen. „Die Ausgabe muss raus!“

„Und wie lange ...?“

„Eine Stunde etwa noch!“

„Wo können wir uns mal in Ruhe ...?“

Steiner zeigte in den hinteren Teil der Halle: „Da, im Sozialraum.“

Er beobachtete, wie der dicke Kommissar einen Mann mit Kofferchen herbeiwinkte – offensichtlich der Polizeiarzt – und dann mit einem jungen, baumlangen Schnösel in Anzug, Weste und Krawatte die Halle in Richtung Aufenthaltsraum verließ. Draußen an der Rampe war gerade ein großer Van vorgefahren, aus dem die Mitarbeiter der Spurensicherung stiegen. Sie hoben weitere Koffer und Gerätschaften aus dem Wagen und blieben im Hintergrund.

Man müsste den Chef benachrichtigen, dachte er.

Der Schnösel kam nach einigen Minuten zurück und winkte ihm und José Almeida zu, der neben Herbert getreten war.

José grinste. „Jetzt kommt Vernehmung – wie im Fernsehen.“

Sie beobachteten, wie der Schnösel heftiger mit den Armen wedelte und rührten sich nicht von der Stelle. Dann sahen sie ihn näher kommen. „Nun machen Sie schon. Wir haben nicht die ganze Nacht Zeit!“

„Nur ein von uns“, Steiner verschränkte die Arme vor der Brust und schüttelte bestimmt den Kopf. „Einer muss immer bei der Maschine bleiben!“

Korp seufzte. „Also schön, Sie!“

Herbert Steiner folgte ihm in den Aufenthaltsraum. Jäh umfing ihn eine wohlthuende Stille, als er die Tür hinter sich schloss. Der Raum war einigermaßen schallgeschützt und entsprach durchaus in allen Punkten den Bestimmungen der Arbeitsstättenverordnung. Schön war er trotzdem nicht. Aber das war auch nicht vorgeschrieben. Eine ganze Wand wurde von einem Fenster zur Halle eingenommen. Ein Tisch stand in der Mitte, um den etwa zehn Stühle gruppiert waren. In der linken Ecke, gleich neben der Tür, eine kleine Kochnische mit Kühlschrank, Kochplatten, Kaffeemaschine, Wasserkocher. An der anderen Wand hing ein Kalender vom Vorjahr mit nicht allzu bekleideten Damen, ein weiterer des laufenden Jahres mit dem großen Logo der Druckerei, in der sie sich befanden. Darunter ein kleiner Bestelltisch mit einem Telefon und einigen Papieren. An der rechten Wand, die wie alle anderen in einer undefinierbaren beige-grau-gelben Farbe gestrichen war, ein kleines Sofa; eine alte Tragbahre lehnte vernachlässigt an der Wand. Ein Aufenthaltsraum, wie er in Millionen Fabriken auf der ganzen Welt nicht anders aussah – mit dem Nötigsten, das arbeitende Männer in ihren Pausen brauchen. Und mit mehr nicht.

Während er an den Kühlschrank trat und eine Flasche Wasser herausholte, murmelte Steiner: „Dr. Zanker muss benachrichtigt werden. Und Herr Bossek.“

Der dicke Kommissar sah ihn mürrisch an. Ohnehin nicht von der lebenslustigen Sorte, war die augenblickliche Tages- beziehungsweise Nachtzeit nicht dazu angetan, seine Laune zu heben. „Ihre Chefs? Haben Sie das noch nicht getan?“

„Nein, ich dachte, erst die Polizei. Außerdem haben wir hier die Nummern von den Herren nicht. Nur die vom Chef vom Dienst, dem Werner Nagel.“

„Also?“

Steiner ging wortlos, die Wasserflasche in der Hand, zum Beistelltisch und holte ein Blatt Papier, das in einer Plastikfolie steckte.

„Rufen Sie ihn an und sagen Sie ihm nur, dass er so schnell wie möglich in die Druckerei kommen soll, sonst nichts!“, schärfte Langer ihm ein.

Es war ein überraschend kurzes Gespräch. „Er kommt sofort.“

„Und Sie sind?“, fragte Langer endlich.

„Bin hier Gruppenleiter und sollte gar nicht da sein. Habe nämlich heute gar keine Nachtschicht. Aber um drei heute Nachmittag hat

mich der Chef vom Dienst angerufen, dass ich abends um sieben hier arbeiten soll. Martin Klose ist krank geworden.“

Der Kommissar wedelte ungeduldig mit der Hand: „Ihr Name?“

„Herbert Steiner. Und Ihrer?“

Der Langer starrte ihn an und schnappte nach Luft. Dann klappte sein Mund zu. Korp blickte auf, atmete tief ein, sagte aber nichts.

„Paul Langer, Kriminalhauptkommissar. Das ist Kriminaloberkommissar Johannes Korp.“ Langer sprach betont ruhig, zeigte zu dem Kollegen und hielt Herbert kurz seinen Ausweis unter die Nase. „Ich dachte, das hätte ich schon gesagt.“

Der Drucker hatte sich den Ausweis geschnappt, bevor Langer ihn wieder einstecken konnte, und ging damit einen Schritt unter die Deckenleuchte. Während er aufreizend langsam seine Brille aus der Brusttasche des Overalls fingerte, auf die Nase setzte und in aller Ruhe den Ausweis studierte, sagte er beiläufig: „Nein, haben Sie nicht. Nur dass Sie von der Mordkommission sind.“

Korp stöhnte lautlos. Irgendetwas lief hier gerade schief.

Steiner schien zufrieden mit dem Ergebnis, gab den Ausweis zurück und zeigte auf die Stühle, während er sich setzte.

„Äh – ja, also“, begann er. „Der Inhaber heißt Zanker, Dr. Gerhard Zanker, der Verleger. Kommt eigentlich selten ins Haus; hat sich ziemlich zurückgezogen. Hat eine Hütte irgendwo am Taunusrand. Dort, wo die ganz armen Leute wohnen, Sie verstehen?“ Er zwinkerte Langer zu, doch der reagierte nicht. „Herr Bossek ist der Geschäftsführer.“

„Kennen Sie den Toten? Haben Sie ihn schon einmal gesehen?“

Kopfschütteln, während Steiner die Wasserflasche hob und trank.

„Wer ist normalerweise ab – sagen wir – sieben Uhr abends hier in der Halle?“

„Die Nachtschicht. Sie beginnt um achtzehn Uhr. Das sind heute José und ich hier in der Endabfertigung am Band. Müller mit seinen drei Aushilfen an der Rampe zum Stapeln und Beladen der Lkws. Ach ja, und natürlich die drei Drucker vorne an der Maschine.“

„Jeden Abend, auch am Wochenende?“

„Nein. Samstag abends normalerweise nicht, weil sonntags keine Zeitung erscheint.“

„Das heißt, am Samstag ist hier keiner?“

„Genau. Die Halle ist von Samstag vier Uhr morgens bis Sonntag gegen siebzehn Uhr geschlossen. Erst am Sonntag gegen Abend wird geöffnet, wie gesagt, wenn die Montagsausgabe gedruckt wird.“

„Sie haben den Toten gefunden, richtig?“

Erneutes Nicken.

„Jetzt ist es fast elf. Um Viertel nach zehn heute Abend ging Ihr Anruf bei den Kollegen ein. Heißt das, Sie haben hier vier Stunden gearbeitet, ohne den Toten zu sehen?“

„Hören Sie, der Mann lag unter dem Förderband, wir hatten genug am Ende des Bandes zu tun, weil da eine Komplikation aufgetreten war. Es hatte sich etwas verheddert, und wir waren sowieso schon spät dran. Wer guckt denn da schon unter das Band!“

„Wer könnte abends hier rein?“

„Eigentlich niemand, der hier nicht arbeitet.“

„Eigentlich?“

„Na ja, die Lkws werden natürlich nicht durchsucht, wenn sie durchs Tor kommen. Die kommen ja jeden Tag, und die Fahrer kennt man.“

„Was ist mit den Aushilfen?“

Steiner schnaubte. „Aushilfen! Das sind feste Arbeitskräfte, die einfach nur kurz gehalten werden. Die Arbeitsverträge sind befristet, werden verlängert – oder auch nicht – und die Leute wissen nie, woran sie sind, damit sie auch schön die Schnauze halten ...“ Er holte tief Luft.

Langer wedelte ungeduldig mit der Hand. „Ja, ja, schon gut! Uns interessiert nur, ob Ihnen da was aufgefallen ist. Sind Neue dabei? Irgendetwas Merkwürdiges aufgefallen?“

Erneutes Kopfschütteln.

Die Tür ging auf, und mit dem Höllenlärm trat Dr. Eilers herein. Korp stand auf und redete leise mit ihm.

„Schlag auf den Hinterkopf. Spitzer, eher dreieckiger Gegenstand. Kräftiger Schlag. Todeseintritt sofort.“ Er machte eine Kunstpause. „Ist aber schon fast vierundzwanzig Stunden her.“

Korp nickte, er hatte ebenfalls beobachtet, dass sich die Totenstarre bereits wieder zu lösen begann.

„Die Kollegen gehen jetzt ran.“

Dr. Eilers deutete hinter sich auf das Team der KTU. Dann sah er auf die Uhr. „Ich sehe zu, dass ich noch ein Mütze Schlaf kriege, dann nehme ich ihn gleich dran. – Haben Sie ihn sich angesehen?“

Korp nickte.

„Merkwürdig, oder? Ich meine, hier ...“ Eilers blickte kurz nachdenklich durch die Halle, dann zuckte er die Schultern und ging.

Fast unmittelbar danach wurde wieder die Tür aufgerissen, und ein Mann, dessen auffälligstes Merkmal darin bestand, dass er keines hatte, stürmte in den Sozialraum. Mittelgroß, mittelalt, grau-braunes Haar, beige Blousonjacke, braune Hose. Er war derart unscheinbar, dass er sich offensichtlich schon vor längerer Zeit angewöhnt hatte, seine Belanglosigkeit mit Lautstärke zu überbrücken.

„Herbert – was ist denn hier los!? Du hast am Telefon nur gesagt ...“

Währenddessen zog Korp seinen Vorgesetzten beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: „Der liegt schon seit gestern Abend hier. Todeseintritt Samstag gegen dreiundzwanzig Uhr. Hat den denn keiner gesehen?“

„Die Schicht fängt erst um achtzehn Uhr am Sonntag wieder an, seit Samstag früh war keiner mehr hier, wenn ich den Mann richtig verstanden habe.“

„Immer noch vier Stunden ...“

Langer nickte, wandte sich um und stellte sich – mit Ausweis – dem Neuankömmling vor.

„Bitte setzen Sie sich. Herr Nagel, wie ich annehme?“

Der Chef vom Dienst nickte.

Langer hielt ihm sein Handy hin. „Kennen Sie diesen Mann?“

Nagel stöhnte und sank auf einen Stuhl. „Ach du lieber Gott! Ist der tot?“

„Sie kennen ihn also?“

„Nein, natürlich nicht.“ Nagel schüttelte ärgerlich den Kopf und schob das Bild weg. Was interessiert mich der Typ, schien er sagen zu wollen. „Ein Toter in der Halle! Die Stadtausgabe muss raus! – Was mache ich denn jetzt?!“ – Sein Kopf fuhr zu Steiner herum. „Hast du das Band angehalten?!“

Kopfschütteln. Schulterzucken. „Aber spät sind wir trotzdem, Werner.“ Zu den Polizisten gewandt, fragte Steiner: „Ich müsste mal wieder an meine Arbeit. Soll ich den José hereinschicken?“

„Einen Moment noch. Wenn nicht gearbeitet wird, wie zum Beispiel samstags – wer kommt dann hier rein?“

„Niemand. Nur, wer einen Schlüssel fürs Tor vorne am Hof hat.“

„Ja? Und wer hat einen Schlüssel? Hören Sie, wir wären schneller fertig, wenn man Ihnen nicht alles aus der Nase ...“

„Ich beantworte doch Ihre Fragen! Also, ich habe einen Schlüssel. Und wer von den hohen Herren alles einen Schlüssel hat, weiß ich wirklich nicht.“

Gegen vier Uhr hatten die Beamten die Halle geräumt, war auch die letzte, die Stadtausgabe der FNZ – wenn auch verspätet – verladen und unterwegs zu den Kiosken und Verteilern. Und Werner Nagel dem Herzinfarkt nahe. Die Arbeiter der Nachtschicht, inklusive des Chefs vom Dienst, hatten nichts ausgesagt, was den Beamten hätte weiterhelfen können. Nur, dass Nagel dazu mehr Worte, Gesten, Ausbrüche und Beschimpfungen brauchte als die anderen.

In der Halle war es inzwischen still, die Lastwagen verschwunden. Die Spurensicherung hatte ihre Untersuchung noch nicht abgeschlossen. Langer und Korp traten hinaus, wo sie von einem lautstarken Konzert aus Zwitschern, Piepen, Trällern und Zirpen empfangen wurden. Im Osten war der Himmel schon hell. Ein neuer Morgen, der einen schönen Tag ankündigte, war über Sachsenhausen angebrochen.

„Und nachher“, meinte Langer zu seinem Kollegen, der sich gähnend streckte, „nachher werden Sie mal einen ganz armen Mann am Taunus besuchen.“

„Wir bitten um Ihre Aufmerksamkeit für eine Durchsage. Die Polizei bittet um Ihre Mithilfe. Seit heute in den frühen Morgenstunden wird Frau Bianca von Hellgarten aus Königstein vermisst. Frau von Hellgarten ist 65 Jahre alt, hat dunkelblondes, kurz geschnittenes Haar und trägt helle Hosen, einen dunklen Blazer und helle Schuhe. Frau von Hellgarten ist orientierungslos und braucht dringend ärztliche Hilfe. Hinweise bitte an die Polizei in Königstein oder an jede andere Polizeidienststelle.“

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Robert Stenger zu lange auf das Autoradio gestarrt. Als er wieder auf die Fahrbahn schaute, war es zu spät. Seine Bremsen quietschten, und er hörte das abscheuliche Geräusch, das Metall verursacht, wenn es mit seinesgleichen in ungewollte, schlagartige Verbindung kommt. Er wurde ans Lenkrad geschleudert, der Sicherheitsgurt brannte auf seiner Brust, dann stand der Wagen. Für einen Moment war Stille. Nichts bewegte sich. Robert saß immer noch benommen hinter dem Steuer, als ein junger Mann, der Fahrer des weißen Golf vor ihm, bereits die Fahrertür geöffnet hatte und besorgt auf ihn einredete.

„Ist Ihnen was passiert?“

Robert sah in ein von Akne beherrschtes Gesicht, das ein schüchterner Kinnbart auch nicht mehr retten konnte, und in ein Paar erschrockene Augen.

Vorsichtig versuchte er, den Gurt zu lösen und aus dem Auto zu steigen.

Der junge Mann half ihm. „Mann, ich glaube, wir haben irgendwie noch mal echt Glück gehabt, was?“ Er grinste schon wieder zaghaft.

„Es war wohl meine Schuld“, murmelte Robert, während er sich an die Fahrertür lehnte. „Am besten, wir tauschen unsere Adressen aus, um den Rest soll sich die Versicherung kümmern.“ Der Aufprall war – im Vergleich zu den fürchterlichen Phantasien, die ihm eben noch durch den Kopf geschossen waren – harmlos.

„Ja, also, ich weiß jetzt nicht.“ Der Jüngling kraulte gedankenverloren sein Kinn. „Ehrlich, ich weiß jetzt echt nicht – Sollen wir nicht lieber die Polizei irgendwie ...?“

„Ach was!“ Robert bewegte vorsichtig seinen Kopf hin und her und tastete seinen Brustkorb ab. Es tat noch weh, der Gurt hatte sich festgezurrert, doch es würde gehen. „Bis die da ist! Da können wir hier Stunden warten!“ Er sah sich um. Auf der Landstraße, die sich zwischen den Hügeln der Wetterau wand, war kein Auto zu sehen. „Und außerdem – ich bin aufgefahren; das sieht man ja wohl.“ Er zeigte auf die verbeulte Stoßstange des alten Golfs und begutachtete dann den Schaden an seinem Peugeot. Die Lampe vorne links war hin, ein Teil des Kotflügels war eingedellt. „Hier, ich schreibe Ihnen meine Kfz-Nummer auf die Karte. Und das ist meine Versicherung.“

Der junge Mann zögerte noch. „Ich denk halt nur, weil, unser Fahrlehrer hat immer gesagt ...“

„Nein, glauben Sie mir. Das ist schon in Ordnung.“

Langsam schien der junge Mann überzeugt zu sein. „Wissen Sie, es ist halt mein erster Unfall. Echt!“

„Na, das will ich echt hoffen! Noch nicht lange Führerschein, wie?“

„Nee – erst jetzt, noch kurz vorm Abi!“ Jetzt strahlte er, sein Bärtchen machte sich auf dem Kinn breit.

„Glückwunsch!“ Robert stieg wieder ein. „Und Entschuldigung für den Schrecken! Bis dann!“ Er winkte ihm noch einmal zu und fuhr vorsichtig an dem weißen Wagen vorbei.

Erst ein paar Kilometer später ging Robert auf, wie es zu dem Unfall gekommen war. Der Junge musste eben aus einer Seitenstraße in die B 275 eingebogen sein, aber zu langsam beschleunigt haben. Robert wiederum hatte das mit Sicherheit nicht das Tempolimit von 80 km/h eingehalten. Er schätzte, dass die Tachonadel eher in Richtung von 100 Stundenkilometern unterwegs war. Der weiße Golf war so plötzlich vor ihm aufgetaucht, als sei er vom Himmel gefallen. Die Vollbremsung steckte Robert immer noch in den Knochen. Und er war von der Radiomeldung völlig abgelenkt gewesen.

Die Radiomeldung ...

Nun, warum sollte er nicht auch mal Glück haben? Gestern der Auftrag – heute im Radio. Er grinste und wurde gleich wieder ernst. Zur Assoziationsreihe „verwirrt“ und „Königstein“ konnte einem nur die Klinik von Prof. Sandmann einfallen. Auf jeden Fall der beste Ansatz, um mit der Suche zu beginnen. Dass es nicht so einfach würde, war ihm klar. Aber immerhin, es war der erste Schritt, Bianca von Hellgarten zu finden.

Riesige Flächen von Gelb, nur an einigen Stellen unterbrochen von kräftigem Grün, umsäumten die Landstraße. Robert ließ die Scheibe herunter, und während er den Duft der Rapsfelder um ihn herum in sich einsog, grübelte er vor sich hin.

Bianca von Hellgarten ...

Dieser Hans Meier hatte gestern gesagt, es gehe um Leben und Tod. Hatte er übertrieben? Merkwürdig war er gewesen, ja. Doch ein Wichtiguer? Nein. Er sah nun nicht so aus, als würde das Geld in seinem Garten auf Bäumen wachsen.

Eher so, als ob er wirklich Angst um die Frau hätte.

Und nun war sie verschwunden.

Kurz entschlossen bremste Robert, wendete auf der Straße und hielt auf die A5 zu. In Rosbach, kurz vor der Auffahrt, hielt er am Straßenrand und rief die Auskunft an.



Das Sanatorium war ein Haus für bessere Kreise. Etwas anderes war auch nicht zu erwarten bei dieser Adresse. Wer hier seine Absonderlichkeiten pflegte, durfte kein Kassenpatient sein. Die Klinik lag etwa zehn Kilometer außerhalb von Königstein erhöht auf einem kleinen Hang, der in sanftem, anmutigem Gefälle erst in einen gepflegten Rasen, dann in eine über und über mit Blumen bestandene Wiese und schließlich in den nahen Wald überging. Rund um das prachtvolle weiße Haus war kunstvoll ein kleiner Park mit blühenden Sträuchern angelegt, der die ehrwürdigen alten Bäume harmonisch integrierte. Ein Bild der Ruhe und des Friedens.

Robert Stenger ließ den Wagen am Beginn der malerischen Auffahrt, die sich in leichten Biegungen weiter den Hügel hinauf schlängelte, langsam ausrollen und betrachtete nachdenklich die Idylle. Er wusste, dass dies hauptsächlich eine psychiatrische Klinik war, nur ein kleiner Teil des Anwesens war für eine exklusive Seniorenresidenz reserviert. Das noble Ambiente konnte leicht darüber hinweg täuschen, dass es durchaus nicht nur belanglose Macken waren, die gelangweilte Millionäre hier auskurierten. Die schweren Fälle waren diskret in einem gesonderten Flügel untergebracht, abgeschottet durch schalldichte Türen und lange Flure. Nur in ihren künstlich herbeigeführten ruhigen Zeiten sah man sie im Park in Rollstühlen sitzen, neben kräftig gebauten Pflegern vorsichtige Schritte tun, auf Parkbänken blicklos vor sich hin starren.

Kein Zaun, keine Mauer versperrte den Patienten den Ausgang aus dieser Abgeschiedenheit; beides war auch unnötig. Der Hügel bot einen weiten Blick über Rasen und Wiesen; jeder, der hier ankam oder wegging, war weithin sichtbar. Und die angrenzenden dichten, unwegsamen Wälder des Taunus bildeten den besten Zaun und die sicherste Mauer. Selbst ein Mensch, der seine fünf Sinne vollständig beisammen hatte, hätte sie kaum unbeschadet durchqueren können. Keiner hatte es auch je versucht.

Doch war es Bianca von Hellgarten gelungen, von hier spurlos zu verschwinden.

Robert selber hatte leise vor sich hin fluchend etliche Nebenstraßen und Feldwege ausprobiert, ehe er endlich die kleine, versteckte Abbiegung gefunden hatte, die zur Auffahrt führte. Nirgendwo war ein Hinweisschild auf die Klinik gewesen.

Uneingeschränkter Herrscher über knapp 80 ausgewählte Patienten, einen Stab von Fachärzten, Schwestern und Pflegern war Professor Dr. Dieter Sandmann, eine Kapazität mit internationalem Ruf, wie es hieß.

Das Hauptportal war noch kaum in Sicht, als Robert zwei Athleten der Sonderklasse im weißen Pflegerhabit vor die Tür treten sah. Er gab sich gar nicht erst der Illusion hin, dass sie zufällig in diesem Moment frische Luft schnappen wollten. Sie gingen langsam die Treppe hinunter und blieben, seine Ankunft aufmerksam verfolgend und die muskulösen Arme über den durchtrainierten Oberkörpern verschränkt, auf der untersten Stufe stehen. Videokameras, dachte Robert. Sie mussten bereits unten im Wald installiert sein. Er hatte zwar davon gehört, dass die Klinik gut bewacht war, doch er hatte nicht mit Fort Knox gerechnet.

„Stenger. Guten Tag. Professor Sandmann erwartet mich“, sagte erforsch, nachdem er ausgestiegen war. Der eine Gorilla wandte sich ab und ging wortlos die Steinstufen hinauf, der andere blieb stumm stehen und ließ Robert nicht aus den Augen. Beide warteten.

Robert versuchte, lässig zu erscheinen. Ihm war es zwar gelungen, die Sekretärin des Klinikleiters an den Apparat zu bekommen – allein das war schon schwierig genug; einen Termin mit ihrem Chef zu vereinbaren, war erwartungsgemäß unmöglich gewesen. Jetzt erwartete er auch nicht, den Professor sprechen zu können, doch hoffte er, in das Haus zu gelangen und mit der Sekretärin zu reden.

Der Pfleger kam zurück. „Der Herr Professor ist nicht im Hause.“

„Aber ich habe doch mit Frau Stein gesprochen.“

Das war nicht gelogen.

Der Pfleger, der mit ihm gewartet hatte, machte einen kleinen Schritt auf ihn zu und deutete mit dem Kopf auffordernd auf den Peugeot.

„Lassen Sie mich bitte mit Frau Stein sprechen!“

Jetzt trat auch der erste Pfleger vor. Seine Stimme war leise und drohend. „Verschwinden Sie, und zwar sofort!“

Seufzend stieg Robert wieder in den Wagen. Er fuhr um Springbrunnen herum und dann langsam wieder die Einfahrt hinunter. Im Rückspiegel sah er, wie einer der Wächter einen kleinen Block aus der Brusttasche zog und sich etwas notierte, während er Roberts Wagen nachsah.

Robert fuhr bis an den Waldweg zurück und versteckte den Wagen so gut es ging hinter einem Gebüsch. Fast wäre er dabei in den kleinen Graben gefahren, der den Waldweg säumte. Er sah auf die Uhr. Kurz nach halb zwei. Die Frühschicht müsste bald zu Ende sein. Vielleicht hatte er Glück.

Eine halbe Stunde später sah er einen kleinen knallroten Fiat 500 den Zugangsweg zur Auffahrt herunterrollen. Am Steuer saß eine etwas dreißigjährige blonde Frau in Schwesternkleidung, die drei Begleiterinnen, die das Gefährt fast zum Platzen brachten, waren ebenso gekleidet. Alle vier lachten gerade laut auf, als der Wagen langsam in den Waldweg einbog, wo Robert mit seinem Peugeot stand. Er wartete, bis sie außer Sichtweite waren – es gab ohnehin keinen anderen Weg zur Landstraße – und setzte sich dann hinter sie. An der Abzweigung sah er sie in Richtung Königstein abbiegen.

In der Nähe eines Eiscafés parkten sie. Als er sah, dass sie auf einen Tisch zusteuerten, stellte er seinen Wagen ebenfalls ab und suchte einen Platz in ihrer Nähe. Inzwischen hatte sich eine der vier als ein junger Mann mit längeren Haaren entpuppt, die zu einem kleinen Pferdeschwanz zusammen gebunden waren. Während Robert auf seinen Cappuccino wartete und angelegentlich die Parkanlage um ihn herum betrachtete, konnte er leicht jedes Wort verstehen, das am Nebentisch gesprochen wurde – zumindest das, was von dem Gelächter und Gekichere noch übrig blieb. Denn es war eine äußerst lustige Truppe. Die Frauen waren um die dreißig, der junge Mann gut zehn Jahre jünger und ganz offensichtlich Hahn im Korb. Sie waren ausgelassen wie eine Herde junger Lämmer und kindisch wie eine ganze Klasse Zwölfjähriger.

Vielleicht braucht man das in dem Job, dachte Robert.

Dann wurde ihm der Anlass für diese Heiterkeit klar. Die Rede war von ihrem obersten Boss, dem berühmten Professor Sandmann. Einem der Patienten, der sich für einen großen Künstler hielt, war es – keiner wusste bislang, wie – gelungen, in den Tagungsraum der Musterklinik, in der auch Seminare für ausgewähltes, oft internationales Fachpublikum stattfanden, einzudringen und seine Zeichnungen beträchtlich gepfefferten Inhalts mit den Unterlagen des Vortrags von Dr. Sandmann zu vertauschen. Er war der felsenfesten Meinung

gewesen, seine Kunst gehöre an die Wand und müsse endlich der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

„Und dann ...“ die blonde Frau, die den Wagen gefahren hatte, prustete vor Lachen, „stellt der Prof den Overheadprojektor an. Ist ja ein echter Profi, unser Prof, der greift normalerweise eine Folie nach der anderen, ohne groß darauf zu schauen, und legt sie auf.; er kennt seinen Vortrag in- und auswendig. Labert dabei weiter von den archetypischen Verhaltensmustern während auf der Leinwand die künstlerischen Ergüsse von unserem 'Pablo' erscheinen. Besonders das eine mit dem ... ihr wisst schon!“ Eine lautes Gekreische ging durch die Zuhörerinnen, eine hielt sich die Hand vor den lachenden Mund.

Die Blonde fuhr fort: „Das gelehrte Publikum wird zunehmend unruhig, einige lachen, andere sind empört. Endlich wirft der Prof auch mal einen Blick auf die Folien, die er da dauernd auflegt, dreht sich zur Leinwand um, sieht den Schlamassel, erstarrt – und ist derart aus dem Konzept gebracht, dass er die nächsten fünf Minuten keinen zusammenhängenden Satz mehr herausbringt. Knallrot soll er geworden sein. Die Stein war dabei und hat es mir erzählt!“

„Eine ungemein archetypische Verhaltensweise!“

Die Kleine mit der Ponyfrisur schien jemanden nachzuzahlen.

Das Gelächter war nun weithin hörbar.

„Mit Powerpoint wäre das nicht passiert; das kommt davon, dass der Chef noch mit Steinzeitmethoden arbeitet!“

„Aber zeichnen kann er, der ‚Pablo‘!“

„Keine abstrakte Kunst!“

„Oh nein, sehr realistisch!“

„Naturalistisch geradezu!“

Die Mollige mit lustigen schwarzen Locken nahm ihre Brille ab und wischte sich die Lachtränen aus dem Gesicht, die Blonde beobachtete befriedigt die Resonanz auf ihre Geschichte, die anderen beiden kicherten, der junge Mann war ein wenig rot geworden.

Robert beschloss den Frontalangriff. Er lachte lauthals los, und die Gruppe drehten sich verwundert zu ihm um.

„Verzeihen Sie bitte, aber ich habe das mitgehört und fand es lustig. Ihr Chef, wie?“

Sie waren in so guter Laune, dass sie die fremde Einmischung nicht als solche empfanden, sondern nur lachend nickten.

„Wenn ich mir vorstelle, dass mein Chef ...“ Er schnaubte wieder los, musste dabei seiner Heiterkeit etwas nachhelfen, doch es wirkte durchaus noch echt.

Eine halbe Stunde später war Robert um eine ganze Menge Anekdoten reicher. Die jungen Leute hatten zwar die nötige Diskretion walten lassen und keine Namen genannt, waren jedoch ansonsten mit Episoden aus dem Klinikleben nicht geizig gewesen. Die Geschichten blieben lustig, obwohl es die Sujets ganz und gar nicht waren.

Robert hatte sich erfolgreich geschlagen und ebenfalls einige Episoden zum Besten gegeben. Dann sah der Junge mit dem Pferdeschwanz – Benjamin Krause, der in der Klinik sein Freiwilliges Soziales Jahr leistete – auf die Uhr.

„Oh, schon halb vier. Ich muss. Die S-Bahn.“

Robert sah ebenfalls auf die Uhr. „Ja, ich auch.“ Er stand auf. „War nett mit Ihnen. Tschüss!“ Er winkte den anderen zu. Dann, als sei es ihm gerade eingefallen, wandte er sich noch einmal Benjamin zu: „Wollen Sie nach Frankfurt?“

Der junge Mann nickte.

„Sie können mit mir fahren, wenn Sie wollen. Ich fahre bis Rödelheim.“

Benjamin zögerte nur kurz, dann nickte er wieder:

„Danke, gern.“

Als sie in Rödelheim ankamen, hatte er, was er haben wollte: einen Namen. Der junge Mann war im Auto aufgetaut und einem Gespräch unter Männern offensichtlich mehr zugetan als den Frotzeleien und Scherzen seiner älteren Kolleginnen, die – wie Robert vermutete – es gewohnt waren, mit ihm Schabernack zu treiben und es riesig spaßig fanden, ihn befangen zu machen. Robert hatte erfahren, dass Bianca von Hellgarten so gut wie keinen Kontakt zur Außenwelt hatte, mit einer Ausnahme: Eine Frau hatte sie öfters besucht, mindestens zwei, drei Mal im Monat.

„Das nennen Sie öfters?“

„Ja, das ist relativ häufig. Die meisten Leute sind froh, wenn an Weihnachten oder Ostern an sie gedacht wird. Schließlich zahlen ihre Familien einen ganzen Haufen Geld, dafür wollen sie dann auch gefälligst das Problem vom Halse haben. Einmal war auch ein Mann da, aber der kam nicht mehr.“

Bianca von Hellgarten war nun seit fast zehn Stunden verschwunden. Die Radiomeldung war am Morgen gewesen. Benjamin spielte den Reporter vor Ort.

„Die Polizei hat das gesamte angrenzende Waldgebiet durchkämmt. Sie wollen dann später noch mal mit den Hunden kommen. Es ist ziemlich undurchdringlich, kaum Wege oder so. Es war richtig aufregend und auch schwierig, weil die anderen Patienten doch nichts mitkriegen sollten. Einige hätte das sehr aufgeregt. Die Bull... äh – die Polizei muss hinter das Haus fahren, an den Küchentrakt. Fast hätte es noch Krach gegeben mit dem Prof, Behinderung polizeilicher Ermittlungen oder so 'nen Quatsch.“

Er schwieg nachdenklich. „Und den Hauptweg kann sie nicht runtergegangen sein, da stehen Kameras, und die Videos hat die Polizei alle durchgesehen. Nichts.“ Er zuckte die Schultern. „Hoffentlich wird sie gefunden. Sie ist – irgendwie so hilflos.“

Thea Dettner hieß die Frau, die Bianca von Hellgarten regelmäßig besuchte. Das wusste der Fsj'ler aus dem Buch, das beim Empfang auslag und in das jeder Besucher eingetragen wurde.

„Sie mögen sie, wie?“

„Sie ist immer sehr nett zu mir, bringt mir auch mal was mit, Taschenbücher oder Motorradzeitschriften und so was. Dafür lass ich sie dann auch mal außerhalb der Besuchszeit rein, wenn Schwester Mathilde nichts merkt. Sie hat ein Geschäft oder so und kann deshalb nicht immer. – Frau Dettner, meine ich, nicht Schwester Mathilde.“

**ENDE DER LESEPROBE**

## **Aus der Reihe mit Langer & Korp:**

*... kein Ende als das Grab.*

*Ein Kriminalroman aus Frankfurt*

3. Auflage 2017

ISBN: 978-3-945343-10-4

*Volle Deckung.*

*Ein Kriminalroman aus Frankfurt*

4. Auflage 2017

ISBN: 978-3-945343-12-8

*Sonata mortale.*

*Ein Kriminalroman aus Frankfurt*

1. Auflage 2014

ISBN: 978-3-945343-02-9

*Tod im Salz.*

*Ein Kriminalroman aus Hessen*

1. Auflage 2016

ISBN: 978-3-945343-09-8

*An trüben Wassern.*

*Ein Kriminalroman aus Frankfurt*

1. Auflage 2017

ISBN: 978-3-945343-11-1

Alle Bücher auch als eBooks über [amazon.de](https://www.amazon.de)